

# Interkulturelle Arbeit im Sport

Angelika Ribler, Sportjugend Hessen

## 1. Wo taucht der Begriff „interkulturell“ im organisierten Sport auf?

„Sport spricht alle Sprachen“ ist wohl der berühmteste Satz, der das „Interkulturelle“ des Sports zu beschreiben versucht. Sport sei durch sein Regelwerk bereits auf Internationalität angelegt, die Sprache trete in den Hintergrund. Bei Internationalen Wettkämpfen, Begegnungen und Sportfesten könnten sich Sportler/innen „interkulturelles Wissen“ um „andere Kulturen“ problemlos aneignen. Somit könne der Sport einen wesentlichen Beitrag zur „Integration“ von „Ausländern“ leisten und sogar zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beitragen. Soviele zum positiven Erscheinungsbild des „Interkulturellen“ im Sport.

Auf der anderen Seite kann man in den letzten Jahren im Sport eine sich zuspitzende Debatte verfolgen, in der die Überforderung der Vereine in Fragen der „Integration“ thematisiert wird. In diesem Zusammenhang wird die vermehrte Gründung von Migrantensportvereinen als Ghettobildung problematisiert und besonders auf die ethnisch-kulturellen Konflikte zwischen „Ausländern“ und „Deutschen“ im Sport, speziell Fußball hingewiesen. Hier scheint die „Integrationskraft des Sports“ zu versagen, ganz zu schweigen von der „besten Schutzimpfung gegen Gewalt“, von der der Bundesinnenminister Otto Schily spricht. Kritische (Gewalt-)Forscher wie z.B. Heitmeyer (1997) betrachten in diesem Zusammenhang die desintegrativen Wirkungen des Sports und fragen, ob Sport, insbesondere der Fußball, nicht sogar zu einer Verschärfung von Ungleichheit, zu einer Konfliktverfestigung und Eskalation beiträgt.

Vor dem Hintergrund dieser widersprüchlichen Rahmenbedingungen, Diskussionen, Erfahrungen und vor allem Bewertungen gibt es auf der Ebene der Vereine und Verbände zahlreiche Programme, Projekte und Einzelveranstaltungen zum Thema „Integration (...)“, in denen im- oder explizit die interkulturelle Arbeit bzw. Begegnung zwischen Sportler/innen „unterschiedlicher Kulturen“ eine Rolle spielt. Bevor die Widersprüche näher beleuchtet werden, soll ein Überblick über Programme, Projekte und Initiativen im Sport gegeben werden.

## 2. Überblick der „interkulturellen“ Programme und Projekte im Sport

Untersuchungen in Sportverbänden ergeben ein heterogenes Bild bzgl. der Quantität und Qualität von Aktivitäten im Bereich der interkulturellen Arbeit im Sport. Nach einer Studie der Sporthochschule Köln von 1997 haben sich nur 16 (= 15 %) aller 104 angeschriebenen Verbände mit dem Thema „Interkulturelle Begegnungen im Sport“ befasst und Initiative gezeigt (vgl. Michels/ Schulz 1999). Dieses Ergebnis relativiert sich, wenn man das Thema in einen anderen, im organisierten Sport gewachsenen Kontext stellt: der „Sozialen Offensive im (Jugend-)Sport“.

Die Deutsche Sportjugend (dsj) hat diesbezüglich gemeinsam mit dem Institut für Sportsoziologie der Deutschen Sporthochschule Köln ein Informations- und Dokumentationszentrum der Sozialen Initiativen im Jugendsport aufgebaut.

### Die zentralen Ergebnisse lauten

Bundesweit existieren gut 1.500 Soziale Initiativen im Jugendsport. Dabei gibt es deutliche Unterschiede, was ihre Verteilung auf die einzelnen Bundesländer anbelangt. Absolut betrachtet befinden sich die meisten davon in Nordrhein-Westfalen. Pro Einwohner gerechnet werden die meisten sozialarbeiterischen Jugendmaßnahmen allerdings in Bremen und Mecklenburg-Vorpommern angeboten. Hessen liegt im Mittelfeld.

Die häufigsten Interventionsfelder stellen Integrationsarbeit und Gewaltprävention dar. Knapp drei Viertel bzw. gut die Hälfte aller Initiativen greift diese Ziele explizit auf. Weit verbreitet ist darüber hinaus in 25 % aller Initiativen auch die stadtteilbezogene bzw. Soziale-Brennpunkt-Arbeit, die „Interkulturelle Arbeit“ nimmt mit knapp 15 % den fünften Platz ein. Die häufigsten Hauptzielgruppen der Initiativen neben Kindern und Jugendlichen allgemein sind jugendliche Aussiedler, „ausländische“ Jugendliche sowie sozial benachteiligte und sozial auffällige Jugendliche. 36 % der Initiativen bieten auch nichtsportliche Angebote mit sozialpädagogischer Betreuung an (vgl. Breuer / Rittner 1999 bzw. dsj 2003).

## Erstes Fazit

Das Thema „Interkulturelle Arbeit“ taucht im organisierten Sport

- mit sehr unterschiedlichen positiven und negativen Bewertungen,
- vor allem auf der Ebene der (sportlichen) Begegnung,
- im Rahmen der sozialen (Jugend-)Offensive des Sports,
- in Bezug auf die Integration der Zielgruppe „Ausländer“ bzw. Zuwanderer,
- teilweise im Kontext von gewaltpräventiven Maßnahmen und
- teilweise im Kontext von Maßnahmen für sozial Benachteiligte, insbesondere Jugendliche auf.

### 3. Welche zentralen Begriffe werden in den Konzepten zur „Interkulturellen Arbeit im Sport“ verwendet?

Die o. g. Widersprüche in der unterschiedlichen Bewertung der Möglichkeiten und Grenzen des Sports finden sich in den Konzepten zur „Integration“ bzw. „interkulturellen Arbeit im Sport“ wieder. Eine genauere Betrachtung der zentral verwendeten Begriffe ist hilfreich, um die Kontroversen zu verstehen.

In vielen Programmen und Projekten wird „Integration“ als Assimilation, d. h. im Sinne der Anpassung an die Strukturen und Angebote des deutschen Sportsystems verstanden. Dieses Verständnis kam auch in der Grundsatzerklärung des Deutschen Sportbundes (DSB) „Sport der Ausländischen Mitbürger“ von 1981 zum Ausdruck, wenn der DSB die Einzelmitgliedschaft in einem deutschen Verein favorisiert und die Gründung eigenethnischer Vereine nur als Ausnahmelösung „wo ein hoher Prozentsatz ausländischer Mitbürger einen deutschen Verein überfremdet“ (!) angesehen wird (ebd.). In der völlig überarbeiteten Grundsatzerklärung des DSB von 2004 zeigt sich ein pluralistisches Integrationsverständnis, das auch Migrantensportvereine als gleichwertige Partner im Sport bewertet.

Die Gründung von Migrantensportvereinen nahm lange Zeit zu und stellt dauerhaft das Gegenteil einer „Ausnahmelösung“ dar (vgl. Klein/Kothy/Cabadag 2000). Diese Entwicklung ist von höchster sportpolitischer Bedeutung. Ist die „Integration“ gescheitert oder stellen die Migrantensportvereine eine Form von „Integration“ dar? Sollte man der „Separierung“ entgegenwirken? Ist das „ausländerfeindlich“? Sollten „Ausländer“ nicht ihre „eigene Kultur“ auch im Sport pflegen dürfen?

Die Sportjugend Hessen favorisiert wie der Landessportbund Hessen und der DOSB ein pluralistisches, wenn nicht sogar ein auf Interaktion aller Beteiligten ausgelegtes Integrationsverständnis.

### Was ist unter einem pluralistischen bzw. interkationistischen Integrationsansatz zu verstehen?

Die rechtlichen und sozialen Rahmenbedingungen für Zuwanderer haben sich seit der Anwerbephase der damals so genannten „Gastarbeiter“ wesentlich verändert. Durch Inkrafttreten des neuen Staatsbürgerrechts am 01.01.2000 wurde der Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft erleichtert. In Deutschland geborene Kinder aus Zuwandererfamilien werden deutsche Staatsbürger/innen. Damit sind aber noch nicht die unterschiedlichen Zugangsvoraussetzungen zu den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen (Bildung, Ausbildung, Beruf, Sport) aufgehoben. Denn Einbürgerung ist nicht identisch mit Integration.

Mit oder ohne deutschen Pass sind Zugewanderte und ihre Kinder ein fester Bestandteil der deutschen Gesellschaft. Sie leben in der Bundesrepublik, werden ausgebildet, bilden selber aus, sind Arbeitnehmer/innen und Arbeitgeber/innen, setzen sich für soziale Belange in eigenen Kulturvereinen, religiösen Gemeinschaften, aber auch in Wohlfahrtsorganisationen, Parteien, Gewerkschaften ein, gestalten ihre Freizeit und engagieren sich u. a. auch im Sportverein.

Diese veränderten Rahmenbedingungen für die Zuwanderinnen und Zuwanderer bedingen ein im Vergleich zur bisherigen Migrationssituation gewandeltes Verständnis von Interkulturalität und erfordern ein anderes Integrationsverständnis. Integration bedeutet die Erfahrung, dass verschiedene Lebensarten und Traditionen nicht im Widerspruch zur gleichberechtigten Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen stehen. Integration kann und darf daher nicht Assimilierung bedeuten, sondern meint eine permanente Verständigung über gemeinsame Grundlagen und Regeln des Zusammenlebens in einem Gemeinwesen. In diesem pluralistischen und interaktivem Sinne

ist Integration ein gesellschaftlicher Prozess, der nicht irgendwann abgeschlossen ist, sondern immer neu gefördert und aktiv betrieben werden muss. Integration richtet sich damit auch nicht allein an die zugewanderte Bevölkerung, sie erfordert auch eine aktive Mitwirkung der Aufnahmegesellschaft (vgl. ebd.).

Innerhalb verschiedener Integrationskonzepte wird mit besten Absichten die Betonung der „Integration unter Bewahrung der kulturellen Identität“ beschrieben. Auch hier ist Vorsicht geboten. Die Betonung „unter Bewahrung der kulturellen Identität“ geschieht in der Absicht „das Andere“, das „Fremde“ wert zu schätzen. Leider ergeben sich aus dieser Argumentation einige ungewollte Folgen. Zum einen wird „Kultur“ als etwas Statisches aufgefasst und mit „der Kultur“ der jeweiligen Herkunftsländer gleichgesetzt.

Kabis (2003) weist darauf hin, dass eine ethnische Zugehörigkeit nicht naturwüchsig gegeben ist, sondern erst durch soziale Praktiken hergestellt wird (Ethnisierung). Dies stellt ein Problem dar: *„Indem Menschen auf eine ethnisch andere, also abweichende Herkunft festgelegt werden, wird ihre Zugehörigkeit (Mitgliedschaft) zur Mehrheitsgesellschaft in Frage gestellt“* (ebd.). Kabis sieht in der Konstruktion des „Fremden“ ebenfalls eine Gefahr, weil die Ursache von Konflikten in der Einwanderungsgesellschaft weniger auf das mangelhafte Verstehen sei, sondern eher die Strukturen und Praktiken der Ungleichbehandlung von Migranten auf wirtschaftlicher, politischer und rechtlicher Ebene. Anhand eines Sportbereichs, dem Fußball, kann diese „Ethnisierung“ nachgezeichnet werden.

#### **4. Zur Konstruktion ethnisch-kultureller Konflikte im Sport**

Im Folgenden soll der bereits genannten, sportpolitisch äußerst interessanten Frage bzgl. der Bewertung von ethnisch-kulturellen Konflikten, vor allem im Fußball (vgl. Kothy, 1997 und Klein/ Kothy/Cabadag 2000) nachgegangen werden.

Die Ausführungen von Halm (2001) bieten einen Ansatzpunkt zur Analyse der Konstruktion des Interkulturellen durch die jeweiligen Beteiligten. In dem Abschlussbericht des Zentrums für Türkeistudien (ZfT) zum dort durchgeführten Projekt „Interkulturelles Konfliktmanagement“ kommt Halm (ebd.) zu dem Ergebnis, dass interkulturelle Konflikte das sind, was die Betroffenen als solche wahrnehmen.

Bei der Analyse von im ZfT-Projekt analysierten Konflikten (u. a. aus dem Fußballbereich) wird herausgearbeitet, ob Konfliktursachen oder Konfliktgegenstand tatsächlich substantiellen kulturellen oder ethnischen Gehalt aufweisen. In vielen der bearbeiteten Konflikte war dies nicht der Fall. So waren die Konflikte sozialer oder politischer Natur und erlangten erst durch kulturelle oder ethnische Zuschreibungen der Beteiligten die vermeintliche Qualität des interkulturellen Konflikts.

Aufgrund dieser Arbeitserfahrungen unterschied man in dem Projekt des ZfT zwischen

1. substantiellen interkulturellen Konflikten (z.B. Missverständnisse aufgrund unterschiedlicher Verhaltensformen) und
2. unechten interkulturellen Konflikten, die wiederum unterschieden werden konnten nach Konflikten um soziale Anerkennung (z.B. bei Moscheebauvorhaben in gemischtethnischen Quartieren), politisch motivierten Konflikten (z.B. bei der Formierung ethnischer kultureller Gruppen zwecks Interessendurchsetzung; als Beispiel nennt Halm hier die Gründung eigenethnischer Sportvereine, die im Wettbewerb um knappe Ressourcen stehen (ebd.))

Ein weiteres Ergebnis der Studie weist auf die Bewertung von kulturellen Differenzen hin, denn sie werden immer nur dann zu einem Problem, wenn das gesellschaftliche Umfeld sie als Problem konstruiert und wertet. Nach Halm ist Alltagskultur Kommunikations- und Konfliktkultur. Die Übereinkünfte müssten ausgehandelt und vereinbart, nationale und ethnische Grenzen überwunden werden (ebd.)

Die oben beschriebene Unterscheidung und speziell der dort eingeführte Begriff des „Kampfes um soziale Anerkennung“ sowie der von Halm ebenfalls verwendete Begriff des „Kampfes um Ressourcen“ ist für die Interpretation der Gründe für die Formierung eigenethnischer Mannschaften bzw. Vereine von besonderer Bedeutung (ebd.)

Einige Beispiele: muslimische Spieler legen in der Regel keinen besonderen Wert auf die Teilhabe an den traditionellen Formen der Geselligkeit im Vereinsheim nach dem Spiel oder Training, da hier, gerade in den unteren Spielklassen, öfter Alkohol getrunken wird. Der Rückzug der Muslime aus deutschen Mannschaften ist damit auch schon die Entscheidung für adäquate Formen der Freizeitgestaltung. Hinzu kommt, dass schon im Jugendbereich deutscher Vereine „ausländische“ Spieler angeben, bei der Mannschaftsaufstellung von den deutschen Trainern benachteiligt zu werden, was die Suche nach einem Stammspieler in einem eigenethnischen Team befördert.

Die Wahrnehmung der Benachteiligung der Zuwanderer wird, so Halm, zudem dadurch verstärkt, dass die Suche nach sozialer Anerkennung durch den Sport bei diesen weitaus ausgeprägter ist als bei Deutschen. Dies erklärt sich durch die mannigfaltige Benachteiligung junger Leute aus Zuwandererfamilien in anderen Lebensbereichen, mit dem Ergebnis, dass eine Anerkennung vergleichsweise schwer zu erzielen ist.

Die jugendlichen Migrant/innen der zweiten und dritten Generation fühlen sich, im Gegensatz zu der ersten Einwanderergeneration, hier zuhause und stellen daher andere Erwartungen an die Mehrheitsgesellschaft als ihre Eltern. Werden diese Erwartungen enttäuscht, kann der Rückzug aus der Mehrheitsgesellschaft und die verstärkte Hinwendung zu einer „eigenen“ Kultur die Folge sein (vgl. ebd.)

Halm (vgl. ebd.) gibt wesentliche Hinweise zum Verständnis von Konflikten zwischen deutschen und eigenethnischen Vereinen oder zwischen eigenethnischen Vereinen. Er beschreibt sehr anschaulich das beträchtliche Konfliktpotenzial, das entsteht, wenn die eigenethnischen Vereine, oft in Ermangelung eigener Jugendabteilungen zum Sammelbecken der Jugendlichen mit Migrationshintergrund werden, die den deutschen Vereinen frustriert den Rücken gekehrt haben („Den Deutschen werden wir es jetzt zeigen!“).

Dass die Wahrnehmung von Benachteiligung nicht jeglicher empirischer Evidenz entbehrt, konnte in verschiedenen Studien belegt werden (vgl. Pilz/Schick 1999 oder Ribler/Pulter 2006). In den Untersuchungen wurden u. a. Spruchkammerurteile ausgewertet und herausgefunden, dass Spieler mit Migrationshintergrund für das gleiche Vergehen mit längeren Sperren bestraft wurden als deutsche Spieler. Die Erklärung hierfür liegt, so Pilz einerseits in der von den Spruchkammern behaupteten mangelhaften Einsicht von „Ausländern“ in ihr Fehlverhalten und andererseits im Versuch erzieherischer Betätigung der Spruchkammern aufgrund der überproportionalen Beteiligung von „Ausländern“ an Spielkonflikten.

Das gesamte Konfliktpotenzial dieses Befundes erschließt sich erst, wenn man in Betracht zieht, dass eine wesentliche Verhandlungsgrundlage vor den Spruchkammern der Spielbericht des Schiedsrichters ist. Denn in die Spielberichte fließen so die subjektiven Konstruktionen bzw. Bewertungen des Schiedsrichters hinsichtlich der gesamten Konfliktlage „Deutsch“– „Ausländer“ mit ein.

Die beschriebene Situation im Fußball wird durch eine Ressourcenkonkurrenz um die sehr knappen Spiel- und Trainingsplätze verschärft (die politische Dimension der Fußballkonflikte). Die kulturellen Unterschiede, so Halm (2001), werden durch die hierdurch aufgebauten Aggressionen verschärft und kommen so zum Tragen.

Halm (ebd.) arbeitet heraus, dass die Hauptkonfliktlinie zwischen Spielern und Schiedsrichtern bzw. zwischen Zuschauern und Schiedsrichtern verläuft. Er kommt zu dem Schluss, dass es genügend Hinweise gäbe, die darauf hindeuten, dass kulturelle Faktoren bei interethnischen Konflikten im Fußball eine untergeordnete Bedeutung haben. Hinzu käme, dass eine Anpassung des Fußballsystems an die neuen interkulturellen Bedürfnisse noch weitestgehend aussteht, da Zuwanderer in höheren Ehrenämtern, wie in den Spruchkammern und Verbänden, gemessen an ihrem eigenen Anteil am Spielbetrieb, so gut wie nicht vertreten sind (vgl. Sportjugend Hessen 2002).

Zwischen „alle sind anders“ und „alle sind gleich“...

Ein „richtiges“ Agieren im Arbeitsfeld „Interkulturelles“ scheint nach den Ausführungen nicht leicht zu sein. Einerseits wollen / sollen Diskriminierungen und Benachteiligungen benannt werden, die Kommunikation zwischen Zuwanderern und Einheimischen verbessert oder die Übernahme von Funktionen im Sport bei Personen mit Migrationshintergrund gestärkt werden. Um dies zu fordern brauche ich aber die Unterscheidung zwischen „wir“ und „sie“. Und schon befinde ich mich in

einem Widerspruch, den Kabis „das Dilemma des Antirassismus“ (ebd.) nennt. Um Rassismus im und außerhalb des Sports benennen zu können, um „interkulturelle Arbeit“ im Sport überhaupt thematisieren zu können brauche ich eine (oder mehrere) „Zielgruppe(n)“. Ich konstruiere „die Anderen“. Wenn dies alles so schwierig ist, warum agieren wir nicht einfach nach dem Motto „wir sind alle gleich“?

Der Gleichheitsgedanke hat im Sport eine lange Tradition und kommt in dem Bild vom Sport als einer großen Familie, in dem Programm „Sport für alle“ zum Ausdruck. Aber auch er birgt Gefahren, denn Gleichheit ist ein Ziel aber längst nicht Realität – auch nicht im Sport. Wenn man also der Argumentation folgt „wir behandeln alle gleich“ oder „bei uns werden keine Unterschiede gemacht“ kann diese Vorgehensweise Ungleichheit produzieren oder Diskriminierungen verdecken. Man erreicht also unter Umständen genau das Gegenteil von dem, was man eigentlich möchte.

Sportvereine, so Kothy (1997) sind immer noch Orte von hoher Selektivität, d. h. in Sportvereinen sind längst nicht alle Personengruppen, die in Deutschland leben, organisiert. Sportvereine werden von Mittelschichtangehörigen genutzt, sozial Benachteiligte oder auch Personen mit Migrationshintergrund sind in den meisten Sportarten, gemäß ihres Anteils an der Gesamtbevölkerung, stark unterrepräsentiert. Mädchen und Frauen nehmen jeweils in einem noch geringeren Anteil das Angebot der Sportvereine wahr.

Dies ist der zentrale Grund für die weiter oben beschriebenen vielfältigen „Integrationsprogramme des Sports“.

### **Wie kann man dem Dilemma entkommen?**

Um mit Kalpaka und Rätzzel (1990) zu sprechen, ist es schwer nicht rassistisch zu sein. Eine gelungene Auflösung dieses Dilemmas ist in der Aussage „alle anders – alle gleich“ beschreiben, das viele Kampagnen als Motto für ihre interkulturelle Arbeit gewählt haben. Auf den Sport übertragen bedeutet dies: wie können wir das Ziel „Sport für alle“ (Gleichheit im Sinne gleicher Zugangschancen, Gleichverteilung von Ressourcen etc.) erreichen, ohne dabei die Vielfalt und unterschiedlichen Bedürfnisse zu übersehen?

Vielfalt heißt in diesem Kontext nicht „andere Kulturen“ zu konstruieren, die „integriert“ werden sollen. Es gilt einen Blick dafür zu entwickeln, wie man die bestehende Vielfalt im Verein, in der Kommune, im Stadtteil am besten zur Zufriedenheit aller und zur Weiterentwicklung des Sports nutzen kann. Vielfalt im Sinne moderner Managementstrategien bezieht sich nicht nur auf „kulturelle“ Vielfalt, sondern auf alle Unterschiede, die in einem Betrieb oder in einem Sportverein durch die Mitglieder mitgebracht werden: auf Frauen und Männer, auf Junge und Alte, auf Behinderte und Nichtbehinderte.

In dem Konzept der Vielfalt („Diversity“) können auch die o. g. unterschiedlichen Organisationsformen von Zuwanderern im Sport als „Ressource“ gefasst werden. Man entkommt mit diesem Ansatz der Gefahr der Konstruktion einer ethnischen Gruppe und legt den Fokus auf individuelle Bedürfnisse und Fähigkeiten ohne das Ziel der Gleichheit („Sport für alle!“) aus dem Blick zu verlieren.

### **Literatur**

- BREUER C. / RITTNER V. – Soziale Initiativen des deutschen Sports - Eine erste quantitative Bestandsaufnahme. In: Soziale Offensive im Jugendsport, Deutsche Sportjugend (dsj) (Hrsg.), Frankfurt/M. 1999
- DEUTSCHER SPORTBUND – Sport der ausländischen Mitbürger. Eine Grundsatzklärung des Deutschen Sportbundes, Frankfurt/M. 1981
- DEUTSCHER SPORTBUND – Sport und Zuwanderung. Grundsatzklärung des Deutschen Sportbundes, Frankfurt/M. 2004
- DEUTSCHE SPORTJUGEND (dsj) – Soziale Offensive im Jugendsport.  
<http://www.dsj.de/cgi-bin/showcontent.asp?ThemaID=129>, Zugriff am 12.05.2003).
- HALM, D. – Interkulturelles Konfliktmanagement. Endbericht zum Projekt. Zentrum für Türkeistudien/Universität Essen 2001
- HEITMEYER, W. – Gesellschaftliche Desintegration und ethnisch-kulturelle Konflikte. In: KLEIN, M.-L. / KOTHY, J. (Hrsg.) Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport, Hamburg 1997
- KABIS, V. – Von guten Absichten und ungewollten Folgen. Vortrag im Rahmen einer Tagung des Interkulturellen Rats, Frankfurt/M. 2003
- KALPAKA, A. / RÄTHZEL, N. – Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Leer 1990
- KLEIN, M.-L. / KOTHY, J. (Hrsg.) – Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport, Hamburg 1997
- KLEIN, M.-L. / KOTHY, J./CABADAG, G. – Interethnische Kontakte und Konflikte im Sport. In: HEITMEYER, W. Bedrohte Stadtgesellschaft, Weinheim und München 2000
- KOTHY, J. – Konfliktdimensionen interethnischer Kontakte im Fußball-Sport. In: KLEIN, M.-L. / KOTHY, J. (Hrsg.) Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport, Hamburg 1997
- MICHELS, H. / SCHULZ, H.-G. – Sportorganisation und interkulturelle Begegnung - eine kommentierte Befragung.

- In: ERDMANN, R. (Hrsg.), Interkulturelle Bewegungserziehung. Deutsche Sporthochschule Köln, Sankt Augustin 1999
- PILZ/G. A. / SCHICK, H. – Auswertungen der Verwaltungsentscheide und Sportgerichtsurteile im Bereich des Niedersächsischen Fußballverbandes Saison 1998-1999, Hannover 1999
  - Ribler, A. / Pulter, A. – Interkulturelles Konfliktmanagement im Fußball. Sportjugend Hessen 2006.
  - SPORTJUGEND HESSEN – Bericht Projekt „Interkulturelle Konfliktvermittlung/Mediation im Fußball“ 1998-2001. Frankfurt/M. 2002
  - SPORTJUGEND HESSEN – Positionspapier „Sport und Zuwanderung“. Frankfurt/M., o.J.